

HEUTE

FEUILLETON

Vergesst Deutschland

Eine patriotische Rede über den wortlosen Terror von Navid Kermani Seite 13

LITERATUR

Schule des Nepotismus

Wer das Klientelwesen verstehen will, muss ins barocke Rom schauen Seite 14

MEDIEN

Gegen null

Mit der seichten Doku-Reihe „Markencheck“ macht die ARD Quote Seite 15

DAS POLITISCHE BUCH

Deutsch-deutsche Erfahrungen

Egon Bahr und Peter Ensikat reden über Politik und das Leben Seite 16

www.sueddeutsche.de/kultur

Boxenstopp vor Davos

In München beginnt die Ideen-Konferenz DLD

Digitale Wunderkammer. Das ist nicht nur der Titel eines im letzten Jahr erschienenen Buches von Hubert Burda. Es ist, so der Focus-Herausgeber zur Eröffnung des von ihm initiierten Konvents „Digital Life Design“ (DLD) in München, das erklärte Motto der seit 2005 jährlich hier stattfindenden Veranstaltung. Tatsächlich hat Burda etwas ziemlich Schlaues gemacht: DLD ist einerseits eine Plattform für ein bisschen Reklame. Man stellt neue Digital-Produkte vor: Software, Systeme, Geschäftsmodelle, sowas. In diesem Jahr darf ein Microsoft-Vertreter das bald erscheinende Betriebssystem Windows 8 schon mal rühmen. Daneben ist der DLD auch Marktplatz für neue Online-Ideen. Es geht fast immer um blutige Startups. Deren Gründer sind meist Anfang zwanzig und so hipsterhigh und grundfröhlich ob ihrer noch unbekannteren Ideen, dass sie der Veranstaltung das Flair von brummen dem Aufbruch, von greifbarem Fortschritt und jugendlichem Überschwang verleihen. Drittens aber, und das war wirklich smart von Burda, hat er den Termin des DLD immer zwei Tage vor dem des Weltwirtschaftsforums in Davos gelegt. Deswegen überrollt ein internationaler Think Tank der Digitalen Ökonomie mit dem ganzen Gewicht großer Namen München, das in der Zeit des dreitägigen DLD zu einer Art Boxenstopp vor Davos verblasst.

In diesem Jahr eröffnete die EU-Kommissarin für Justiz, Grundrechte und Bürgerschaft, Viviane Reding, die Veranstaltung. In wenigen Tagen will die EU die Gesetzgebung zur Regelung des Datenschutzes ändern und die gebürtige Luxemburgerin stellt die Grundlinien der neuen Regularien vor. Die Verordnungen zum Datenschutz sollen einheitlich werden. Außerdem will man dem gestiegenen Bedürfnis der europäischen Bürger nach Sicherheit ihrer persönlichen Daten gerecht werden. Transparenz soll groß geschrieben werden. Daneben wird ein „Recht, vergessen zu werden“ verankert für jene Daten, die man selber ins Netz gestellt hat. Dazu noch, aber hier blieb Reding sehr vage, will man europäischer Sicherheit stellen, dass das Internet einerseits völlig frei, gleichzeitig aber das Urheberrecht geschützt bleibt. Ihre Formulierung: „Die Freiheit zur Informationsbeschaffung und das Copyright dürfen keine Gegner mehr sein, sondern müssen Partner werden“, sorgte im Auditorium indes für Schmunzeln. Hehr ist der Wunsch, schwer seine Umsetzung. Im Anschluss warf Andrew Keen, ein profiliertes Autor und begnadeter Provokateur, ein paar spitze Ideen zur Unausweichlichkeit von Sozialen Netzen in den Raum. Wer soziale Gemeinschaft und Freundschaft will, müsse diese Sehnsucht heute im Netz befriedigen. Andererseits wolle man sich aber auch unbeteiligt von eben diesen Anderen artikulieren, die einem auf Schritt und Tritt im Web präsent sind. Ein Paradox in der Wunderkammer. BERND GRAFF

Was wäre, wenn es zu viel wäre?

Stephen Kings jüngster Roman: Wie man John F. Kennedy rettet und sich in der Geschichte verheddert

Der Überdross an den politischen Verhältnissen ist groß in Amerika. Obama hätte das richten sollen. Stattdessen ist der Überdross in den vergangenen drei Jahren nur gewachsen. Weswegen Stephen King mit seinem neuen Buch über eine Zeitreise, mit der der Mord an John F. Kennedy verhindert wird, gerade richtig kommt in der anbrechenden Wahlkampfsaison – auch wenn er sich die Geschichte schon vor vierzig Jahren ausgedacht hatte. In den USA flüchtet sich der Überdross gerne in die vergeblichste Form der politischen Nostalgie, in die „was wäre wenn“-Fragen.

Natürlich sind solche Fragen eine Art Einstiegsdroge in den politischen Eskapismus der Verschwörungstheorien. Der Anschlag auf John F. Kennedy wiederum ist nicht nur die Mutter aller „was wäre wenn“-Fragen, er ist auch eine Art Urknall der modernen Verschwörungstheoriekultur. In Deutschland kennt man solche politischen Obsessionen nur als Randerscheinung. Das rätselhafte Ableben von Uwe Barschel oder die Selbstmorde der RAF-Häftlinge von Stammheim sind zumindest keine überlebensgroßen Mythen in der Geschichte dieses Landes.

Stephen King packt all die Fragen und Theorien um Kennedy, den aktuellen Überdross und eine kräftige Portion nostalgischer Gefühle in einen Wälzer, der in der deutschen Übersetzung „Der Anschlag“ heißt (Heyne Verlag, 26,99 Euro) und am Montag dieser Woche erscheint. Im Original heißt das Buch „11/22/63“. Das ist im amerikanischen Englisch das Kürzel für den Novembertag im Jahre 1963, an dem John F. Kennedy in Dallas ermordet wurde.

Liest man, nach langen Jahren der Abstinenz, wieder einen Roman von King, erfasst einen schon auf der ersten Seite der altbekannte Sog, von dem man sich früher so gerne durch die Seiten ziehen ließ. Zunächst. „Der Anschlag“ ist das ehrgeizigste Buch, das King je geschrieben hat. Es verbindet seinen klassischen Thriller mit einer Zeitreise, mit dem Historienroman und mit dem Pulp-Genre des „True Crime“. Das sind doch recht viele literarische Formen, die King da in einen Text packt.

Ständig hat der Leser das Bedürfnis, eine literarische Vorspultaste zu suchen

Die deutlichste literarische Tradition in King Gesamtwerk ist ja weniger der Roman als das Hollywood-Drehbuch. Das wiederum folgt immer noch streng dem Muster des aristotelischen Dramas mit seinem Spannungsverlauf und der Katharsis. King beginnt also ganz klassisch mit der Exposition. Die führt die Hauptfigur Jake Epping ein, einen frisch geschiedenen Englischlehrer, der wie die meisten von Kings Hauptfiguren im Hinterland von Maine wohnt, dem nordöstlichsten Bundesstaat der USA, in dem der Autor auch selbst lebt.

Die Ausgangslage kann man kurz beschreiben, auch wenn man nicht alle Drehungen und Wendungen des Thrillers vertragen will: Jake Epping stößt mit Hilfe des unheilbar krebserkrankten Imbissbesitzers Al Templeton in der Speisekammer des Lokals auf eine Zeitschleuse, mit der er vom Jahr 2011 ins Jahr 1958 kommt. Al Templetons fixe Idee war es, sich fünf Jahre lang in der Vergangenheit aufzuhalten, um dann das Attentat an John F. Kennedy zu verhindern. Vielleicht, so Templetons Hoffnung auf eine positive Antwort auf die große „was wäre wenn“-Frage, verhindere man so ja auch viel dunkle Kapitel der Geschichte, die der Mord am 35. Präsidenten der Vereinigten Staaten nach sich zog – die Rassenunruhen der sechziger Jahre, Lyndon B. Johnsons Eskalation des Vietnamkrieges, die korrupten Jahre unter Richard Nixon. Weil er aber selbst vom Krebs so geschwächt ist, bittet er den ungebundenen Jake Epping, sein Werk zu vollbringen. Und so nimmt die Handlung ihren Lauf.

Wobei man schon nach einem guten Dutzend Seiten kaum noch von Lauf sprechen kann. Ständig hat man das Bedürfnis, eine literarische Vorspultaste zu suchen. Ist man auf der Popkultur und ihren Erzählformen aufgewachsen, wartet man auf die Twists, die jede Form des Unterhaltungsdrasmas überhaupt erst interessant machen. Bahnt sich ein Twist zu offensichtlich an, erwartet man eine noch überraschendere Wendung. Doch „Der Anschlag“ überrascht nur selten. Die Handlung dieses Buches nimmt ihre Wendungen erstaunlich unelegant und vorhersehbar.

Das liegt nicht zuletzt an der komplexen Exposition, mit der Stephen King die verschiedenen Handlungs- und Zeitebenen vorbereiten muss. Und weil man weiß, dass King wie ein guter Drehbuchautor keine überflüssigen Details beschreiben, setzt man die Twists schon lange vorher im Kopf zusammen. Umso ungeduldiger wird man, wenn sich King immer wieder in nostalgischen Ideen verrennt. Ist Jake Epping in der Vergangenheit erst einmal angekommen, kreist King Zeitdetails, die penibel beschrieben werden. Der Geschmack der alten Limonaden, der Geruch der Kleinstädte, die Schönheit des Autodesigns, die schrulligen Anachronismen des Slangs und die altmodischen Jukebox-Hits.

Stephen King begehrt dabei die Todessünde so vieler Retrokulturen – er verliert

sich in einer Nostalgie, deren Antrieb nicht mehr der Reiz des Vergangenen, sondern der Überdross am Gegenwärtigen ist.

Stephen Kings Stärke war bisher immer, dass er – ähnlich wie Hollywood – universal gültige Geschichten erzählen konnte. Und das waren vor allem Geschichten von der Angst. In den Verzweigungen von „Der Anschlag“ setzen sich die Genres indessen gegenseitig matt. Der Historienroman und die „True Crime“-Elemente bremsen den Thriller aus. Das wiederum lähmt die Gedanken- und Handlungsspiele, mit denen der Schmetterlingseffekt Zeitreisen in die Vergangenheit zu einem solchen Vergnügen macht. Denn wenn, so die Theorie, schon der Flügelanflug eines Schmetterlings den Lauf der Zeit verändert, was bewirkt dann erst ein Mensch, sein Wille und seine Taten?

Der Reiz des Vergangenen verblasst, wenn er dem Überdross am Gegenwärtigen dient

Der Schmetterlingseffekt funktioniert dann wie eine der Dominostein-Kugelhahn-Installationen des Künstlerduos Fischli und Weiss, das die einfachsten physikalischen Gesetze und kindlichsten Versuchsarrangements nutzt, um freundliche Überraschungseffekte zu erzeugen. Nur dass der Schmetterlingseffekt eben als Beschleuniger einer Gedankenkette dient, die so vergeblich ist wie jede „was wäre wenn“-Überlegung. Aber gerade diese intellektuelle Verschwendung ist der Reiz der „Back to the Future“- und „Terminator“-Filmserien, von Hollywoodkomödien wie „Und täglich grüßt das Murmeltier“ und „Click“.

Mit der Last des historischen Romans aber muss King das Regelwerk seiner Zeitschleuse erst einmal so umfassend etablieren, dass der Schmetterlingseffekt später weniger zum Beschleuniger als vielmehr zur bürokratischen Logik-Etude gerät. Nun widersteht King zwar den Verlockungen der Verschwörungstheorien und schlägt sich nach Prinzip, dass die einfachste Erklärung einer wissenschaftlichen Theorie den größten Wahrheitsgehalt haben muss, auf die Seite der Vernunft. Er hält Lee Harvey Oswald für einen Einzeltäter. Der Stoff lässt aber gerade in Amerika auch das Gros der jüngeren Leser außen vor.

Die endlosen Debatten um die wahren Mörder des Präsidenten sind eine Leidenschaft der Generation, die das Renalalter erreicht hat. Amerika ist längst voll von neuen Verschwörungstheorien. Da sind 9/11, die Irakkriege und die Machenschaften der Wall Street. Kennedy ist ein Thema für „history buffs“ geworden, für jene schrulligen Historienfans, die große Wälzer über vergangene Epochen durcharbeiten und in ihren Ferien an historische Orte reisen, um dort Denkmäler zu bestaunen. Dazu die hemmungslose Erklärung der frühen Rock'n'Roll-Jahre der Nation, die heute längst Dekor biederer Imbissketten ist. Selbst die grandiose Idee, dass die Zeit selbst zum Monster wird, das sich mit aller Macht gegen jeden Versuch der Einflussnahme wehrt, ist viel zu früh und deutlich eingeführt, um bei ihrer richtigen Umsetzung noch überraschend zu wirken.

Über tausend Seiten lang ist „Der Anschlag“ in der deutschen Übersetzung. Was vom Leseerlebnis bleibt, wenn man, wie erwähnt, schon länger keinen Stephen King mehr gelesen hat, ist nicht das erhoffte Übersättigungsgefühl, das einen so oft beschleicht, wenn man seine Zeit mit virtuoser Unterhaltung verbringt. Es sind eher die mentalen Lähmungserscheinungen, die man bekommt, wenn man vor dem Fernseher im öffentlich-rechtlichen Wachkoma landet und nicht mehr die Kraft findet umzuschalten. Nach den Büchern von Stieg Larsson und den Filmen von David Fincher liegen die Messlatten für Thriller höher.

Hoffnung auf den Film: Vielleicht rettet der Zwang zum Einfachen auch dieses Buch

„Der Anschlag“ ist leider nur eine plumpe Bestätigung der kulturpessimistischen Reflexe, auf denen die „was wäre wenn“-Fragen, die Verschwörungstheorien und die Malaise des Überdrosses an der Politik beruhen. Wenn das Raum-Zeit-Kontinuum im besten Falle nur eine Sackgasse und im Normalfall ein Dystopia ist, bleibt kein Raum für den Optimismus, der einen wenn schon nicht zum Handeln, so doch wenigstens zum Nachdenken bringt. Was allerdings auch ein bisschen viel verlangt wäre von einem Thriller.

Ein Glück nur, dass Stephen King seine Bücher schon von vorneherein nach den Erzählmustern Hollywoods anlegt. So wird das Kino die guten Ideen retten. Jonathan Demme hatte sich die Filmrechte an „Der Anschlag“ gesichert, noch bevor das Buch in Amerika im November erschienen war. Drehbeginn soll im Herbst dieses Jahres sein. Der Mann, der einen Oscar für „Das Schweigen der Lämmer“ und damit für einen der spannendsten Thriller der Filmgeschichte bekam, kann aus tausend verfahrenen Seiten sicherlich zwei grandiose Stunden herausdestillieren. Die werden den Überdross an den politischen Verhältnissen nicht kurieren. Aber sie werden sicher besser unterhalten. ANDRIAN KREYE



Die Protagonisten von „Top Goon“ (von links oben im Uhrzeigersinn): der Präsident von Syrien, der friedliche Revolutionär, der Schläger der Regierung und die Rose aus Damaskus, die das Volk verkörpert. Foto: YouTube

Mit Blut geschrieben

Ein Puppentheater aus Damaskus bringt die Gräueltaten des Regimes auf die Bühne

Es heißt, der Diktator habe die erste Folge gesehen, und sie habe ihm nicht gefallen. Wäre ja auch ein Wunder. Baschar al-Assad, Syrischer Präsident, ist im Puppentheater „Top Goon“ ein pferdegesichtiger, segelohriger Sadist, wimmernd vor Wut, wenn an seinem Geburtstag nur 50 Demonstranten erschossen werden, gignelnd vor Vergnügen, wenn Hofschranzen seine Rede unterbrechen – „Das Universum ist nicht genug für Sie!“ Baschar al-Assad, ein verwöhntes, lispelndes Kind, das nach zehn Monaten des Aufstehens noch immer nicht begriff, dass sein Volk es nicht mehr liebt. „Ich bin nicht verrückt! Ich bin nicht verrückt“, stammelt er zu Beginn jeder Episode fassungslos. Klar ist er verrückt, lautet die Botschaft von „Top Goon“.

Als die Künstler der Gruppe „Masasit Mati“ die ersten fünfzehn Folgen drehten, vor eineinhalb Monaten in Damaskus, da mussten sie manchmal die Figuren fortlegen, den Styropor-Assad und den Schläger aus Pappmaché und den „friedlichen Revolutionär“ aus einer Cola-Dose, auch die „Rose aus Damaskus“ mit ihrem Kussmund, die das unschuldige Volk verkörpert – so fürchtbar nah war ihr Spiel an der Wirklichkeit. In einer Folge verspricht „Bischi“ Reformen, freie Medien, sogar seinen Rücktritt. Aber neben ihm werden Protestierende niedergedrückt. Eine Fernsehshow trägt den Titel „Wer tötet eine Million?“. Einer der Handpuppen wird zu Beginn der Kopf abgerissen, der Finger, der ihn hielt, ist rot. „Top Goon“ ist eine Satire

mit Blut geschrieben. „Irgendwann dachten wir: Was können wir schon ausrichten mit unseren Puppen?“, sagt Jamil aus Damaskus am Telefon. Es war ein gefährliches Moment des Zweifels. Er ging vorbei. Jetzt sagt Jamil: „Wir werden das System stürzen.“

Jamil, der weder Namen noch Alter noch Beruf veröffentlicht will, ist einer von zehn Schauspielern, Tontechnikern, Designern, Musikern verschiedener Konfessionen von „Masasit Mati“, die ihren Namen nach einer Sorte Stromhalme für

„Wir werden das System stürzen.“

Mate-Tee gewählt haben, der wegen der Sanktionen nicht mehr zu bekommen ist. „Top Goon“-Tagebuch eines kleinen Diktators“ ist ihr Versuch, der Welt zu zeigen, was das Regime verstecken will, und Syrien zu zeigen, dass es hoffen darf. „Das Regime verliert die Kontrolle über ganze Städte und Teile des Sicherheitsapparates, die Währung verfällt. Es gibt allen Grund zum Optimismus“, so Jamil.

Erst mal gibt es Grund zur Angst. Jamil weiß, dass die Regierung die Damaszener Puppenkiste suchen lässt, einige von ihnen leben zumindest vorübergehend im Ausland. In Syrien überwachen 15 Geheimdienste einander, das Volk und die Kunst. Dem Karikaturisten Ali Farsat brachen Schergen des Regimes

die Hände. Ibrahim Kaschusch, dessen Song „Jalla, Baschar“ – „Hau ab, Baschar“ jeder Revolutionär kennt, wurde mit aufgeschlitzter Kehle im Orontes in Hama gefunden. „Wir wissen, wer unter den Künstlern für das Regime spitzelt, und sie wissen, wer wir sind“, sagt Jamil. Er versteht, dass viele Künstler Angst haben, dass nicht alle das mörderische Katz-und-Maus-Spiel dieses Aufstandes mitmachen so wie er und seine Freunde, die hauptberuflich für den Aufstand arbeiten. Und doch enttäuscht ihn, dass nicht mehr diese Angst überwinden. Jüngst haben die Kreativen Syriens in einem Internetauftritt das Morden verurteilt. Ein lebensgefährliches Posting.

110 000 Besucher hat das „Tagebuch des kleinen Diktators“ auf Youtube schon, in Ägypten wurde es ausgezeichnet, ein ausländischer Fernsehsender strahlt jede Woche eine Folge nach Syrien aus. Die 12. Folge von „Top Goon“ ist am Sonntag auf Youtube zu sehen, es soll ein Aufruf zur Gewaltlosigkeit sein – während der Konflikt Woche um Woche undurchsichtiger, gewalttätiger, schwerer zu lösen wird. In der nächsten Staffel sollen die Deserteure der schwer durchschaubaren „Freien Syrischen Armee“ eine Rolle spielen, Gerichtsverfahren gegen die Verbrecher des Regimes, die Zeit nach Baschar, die schwierig wird, aber in jedem Fall besser als die Gegenwart. Wie lange es noch dauert bis zum Fall des grausamen Kindes Bischi? Jamil, der Satiriker, lacht: „Vier Stunden und fünf Minuten.“ SONJA ZEKRI

Eine ewige Hypothek

Arnulf Rainer schenkt der Pinakothek der Moderne 110 Werke. Doch damit ziehen auch schwache Arbeiten ins Museum

„Ein wahrer Schatz“, sei dieses Geschenk, sagt Kuratorin Corinna Thierolf und bedankt sich damit für 110 Werke, die der österreichische Künstler Arnulf Rainer der Pinakothek der Moderne geschenkt hat und die heute in einem Festakt übergeben werden. 40 Gemälde und 70 Papierarbeiten, die Thierolf 2010 ausgewählt hatte, um sie unter dem Titel „Der Übermaler“ zwischen Gemälde der Alten Pinakothek zu hängen. Schon damals besaßen die Münchner Häuser hervorragende Arbeiten von Rainer.

Den Schatz beziffert man in der Pinakothek auf etwa 10 Millionen Euro und weist darauf hin, dass der Künstler keine Bedingungen an die Schenkung knüpfte. Allerdings sei klar, dass man Rainer permanent Präsenz verschaffe. Kein Museum außerhalb Österreichs nennt mehr Werke von „einem der autarktesten Künstler unserer Zeit“, wie ihn Michael Semff, Direktor der Staatlichen Graphischen Sammlung nennt, sein eigen. Doch geht hier Geld über den Tisch? Die Werte, die hier verschenkt werden, dürfen nie realisiert werden, Museumsverkäufe sind in

Deutschland ein Tabu. Die Schenkung aus dem Künstlerlager an das Depot ist eher ein Tausch. Die Arbeit des Künstlers gegen die Arbeit des Museums, diese zu bewahren – eine ewige Hypothek.

Doch schon die erste Präsentation offenbart Schwächen dieses Konvoluts. Eine Folge von mehr als einem halben Dutzend Gemälden belegt die andauernde Abarbeitung Rainers an der Kreuzform. Doch braucht man dafür fünf oder sechs dieser Variationen, wo die herausragenden Motive, „Kreuz mit kleinem Unterbogen“ von 1969 und „Kreuzbild rot rechts mit Hand“ (1990) auch genügt hätten? Und vielleicht wären die Reihen der überarbeiteten Selbstporträts verdammlischer, wenn man statt riesiger Übermalungen auch ein Künstlervideo zeigte.

Ob Rainers Malerei tatsächlich die „Sahne auf dem Werk“ ist, wie Thierolf es ausdrückt, ist fraglich. Es sieht mehr nach Schaumschlagerei aus, was mit den farbnegativen Hochformaten „Ohne Titel (Geologica)“ aus dem Jahr 1996 auf die Sammlung trifft. Die sind so gehängt, dass man sie mit Blinky Palermos gut ein



Das Ölbild „Krass“ von Arnulf Rainer von 1971/73. Foto: Katalog

Vierteljahrhundert vorher entstandenen „Triptychon“ in den Blick bekommt, drei Stoffbilder, die so präzise zusammenhängen sind wie Flaggen. Und auch Palermos „Schmetterling“ auf dessen Kanten leuchtendes Rot über altes Gelb schliert, scheint in jedem vertropften Moment von Konzentration getränkt – wo Rainers Kreuzformen eher hastig wirken. Wie wird das aussehen, wenn, wie geplant, der Baseltitz-Saal näher herandrückt? Außerdem wird dann Baseltitz’ „Die große Nacht von damals (Remix)“, eine der härtesten Wiederaufnahmen des eigenen Werkes überhaupt, direkt gegen Rainers Variationen aufgeföhren.

Das Museum ist kein Ort der Andacht, es ist eine Arena, in dem die Kunstgeschichte in den Ring steigt. Sein aggressiver Gestus wird Arnulf Rainer dort nicht viel nutzen. Nur wenige der „Übermal“-Motive können in diesem Kontext bestehen, der Außenseiter – hier sieht er nicht einmal originell aus. Ein Geschenk verpflichtet? In der Kunst kann es auch umgekehrt sein – die Gabe muss dem Haus zureichen. CATRIN LORCH